

Und nochmals Herzwil

Autor(en): **Lerch, Christian**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **22 (1932)**

Heft 1

PDF erstellt am: **07.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633555>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Gefahr, und jeder, der nicht den geistigen Willen mitbringt, aus der Erkenntnis der unbewussten Motive seines Lebens auch die Verpflichtung zu schöpfen, sich über die Naturgebundenheit zu heben, der lasse die Hände von solch „schwarzer Magie“.

Aber ist diese Gefahr eine vereinzelte? Geben nicht Psychoanalyse, Vererbungslehre, deterministische Philosophie genau dieselben Anlässe, sich der eigenen Verantwortung zu entziehen und die Sündenböcke für seine eigenen Fehler im „Unbewussten“, in der Ahnenreihe oder im generellen „Milieu“ zu suchen? Es ist wirklich nicht so, daß just das „Horoskop“ in einem besonderen Maße zum nutzlosen ethischen Quietismus verleitet; jede andere Betrachtung des mit „äußeren Ursachen“ und „Einwirkungen des Nichtsich“ verknüpften Ich liefert dieselben Vorwände zur moralischen Passivität und zum Fallenlassen.

Im Rahmen einer positiven Horoskopie und einer allgemeinen astrologischen Lebenslehre mit den Zielen ethischer Entwicklung aber geben die horoskopischen Einzelsfälle die uns Sterblichen so notwendigen empirischen Anhaltspunkte für unsere Erkenntnis, und als solche sind sie Elemente, die wir als „philosophisch“ vor alle Wissenschaftlichkeit legen.

Nachher erst mag die Wissenschaft kommen und sie von ihrem eigenen Boden aus würdigen.

Mit Erlaubnis des Verlages Drell Küssli, Zürich, abgedruckt aus „Alfred Zankhauser, Das wahre Gesicht der Astrologie“.

Und nochmals Herzwil.

Erwiderung auf „Aus Großvaters Zeiten“
(„Berne Woche“ Nr. 47/1931.)

Liebe Herzwilerin!

Die Erinnerungen an Ihren Großvater Nikolaus Spycher, die Sie so herzlich und schlicht erzählen, haben in mir Freude, aber auch Bedauern erweckt. Freude deshalb, weil echte Heimatliebe aus Ihren Zeilen spricht; Bedauern deswegen, weil Sie uns falsch verstanden zu haben scheinen.

„Uns“ — ich meine in erster Linie Herrn Albert Stumpf in Bern, den Entdecker Herzwils, wie ich ihn nennen möchte: den Mann, der aus Liebe zum Alten und Bodenständigen sein schönes Werk über die Berner Speicher schrieb, der in jahrelanger treubeflüssener Arbeit bernisches Bauernheim und Bauernleben auf die Platte bannte — als zweiten meine ich meine Wenigkeit selber. Vielleicht wissen Sie nicht, welche Entstehungsgeschichte unsere kleine Arbeit in Nr. 21 der „Berne Woche“ hatte?

Herr Stumpf hatte einige der schönsten Bilder aus Herzwil für die Zeitschrift der Schweizerischen Vereinigung für Heimatschutz zusammengestellt und beauftragte mich, dazu einiges aus der Geschichte Herzwils zu erzählen. Von dieser Veröffentlichung druckte die „Berne Woche“ einen Teil ab. Sie kennen doch sicher den „Heimatschutz“? Gut ... dann werden Sie sicher schon jetzt verstehend aufatmen: Ja so!

Durch jahrelanges Forschen habe ich von der Vergangenheit der Gemeinde Köniz, damit auch des Dörfchens Herzwil, einige Kenntnisse erlangt und aus demjenigen, was ich gefunden, dies und jenes veröffentlicht. So war denn mein Begleittext zu den Bildern eine durchaus ernste wissenschaftliche Arbeit und darf Anspruch darauf machen, als solche gewertet zu werden.

Sie haben vielleicht noch die gemalten Scheiben in dem heute leider abgebrochenen steinernen Wohnstod gesehen? Dann erinnern Sie sich sicher an die prunkvollen Gewänder der stattlichen Mannen und ihrer nicht minder ansehnlichen Ehefrauen. Und nun lesen Sie bitte nochmals den Abschnitt, der jene Zeit (1600) betrifft. Sie können bestimmt annehmen, daß die Herzwiler von damals die Kleider, in denen sie sich dem Glasmaler stellten, nicht

in einem Kostümgelächter gemietet haben. Die waren ihr Besitz, auf den sie stolz waren und auch stolz sein durften. Das ist noch lange kein Brunten im bösen Sinne des Wortes. — Im selben Abschnitt finden Sie auch die Schilderung der Hochzeitsfeste jener Zeit. Die gnädigen Herren zu Bern hatten freilich sowohl größere Gastmähler als auch das Tanzen verboten; sie glaubten sich eben verantwortlich für das Seelenheil der Untertanen. Aus zahlreichen Beispielen wissen wir aber, daß der Bauer, wenn er seinen Sohn oder seine Tochter verheiratete, sich wenig drum kümmerte, was erlaubt war. Er hielt sich wegen seiner schweren Arbeit in sauren Wochen für berechtigt, hier und da ein frohes Fest zu feiern. Das und nichts anderes ist es, was Sie in jenem Abschnitt lesen sollen — also nicht mehr als was dasteht. Sie werden erkennen, daß es uns gänzlich ferne lag, die alten Herzwiler als Brunten und Brasser zu zeichnen, vom Neid ganz abgesehen, auf den Sie am Schlusse Ihrer Ausführungen leise tupsen ...

Feiernd auf dem Geldsack geessen haben die Herzwiler sicher zu keiner Zeit; das haben wir aber auch gar nicht behauptet. Es gab indessen eine Zeit (das 18. Jahrhundert), da hatte der Berner Bauer, damit also auch der Herzwiler, Geld! Es war das „goldene Zeitalter“ — es waren die Jahre, in denen der größte Teil derjenigen Bauernhäuser entstanden ist, die wir heute als Zeugen der „guten alten Zeit“ schätzen und beachten.

Sind Sie nun mit uns einverstanden? Sie sehen, wir haben unsere Arbeit über Ihr Heimatdorf aus genau derselben Einstellung heraus geleistet, die Ihnen die Feder in die Hand gedrückt hat. Wir, d. h. in erster Hinsicht Herr Stumpf, haben seither noch mehr getan. Eine stattliche Reihe von Bildern aus dem Herzwiler Bauernleben, die so ziemlich alles dasjenige umfassen, was heute noch bodenständiges Bauerntum heißt — und worin Herzwil eines der schönsten Beispiele des Bernerlandes bietet — sind nun beisammen und sollen, mit Erläuterungen in der Sprache der Gegend, an würdigem Orte aufbewahrt werden, der Nachwelt zur Lehre und Herzwil zur Ehre. Die Herzwiler haben freudig diejenige Mitarbeit geleistet, die man von ihnen erbat. Sie verstanden, um was es uns zu tun war.

Damit „Grüß Gott“! Und nun lesen Sie unser „Herzwil“ nochmals durch; Sie tun es sicher mit andern Gefühlen, weil Sie uns nicht mehr mißverstehen!

Christian Verch.

Um Mitternacht.

Skizze von Johanna Siebel.

Vom Kirchturm schlägt es Mitternacht. Der Sturmwind faucht durch die Strahlen der kleinen Stadt. Er bläst den Schnee von den Dächern; er untermischt ihn mit kaltem Regen, er jagt ihn mit dünnen kleinen Nadeln durch die Luft und überdeckt Straßen und Gassen mit Glatteis.

Die Häuser sind dunkel. Das Städtchen schläft.

Nur aus einem Fenster in der Nebenstraße, aus dem kleinen Hause, in welchem Agent Otto Hellmers wohnt, fällt ein suchender Lichtschein hinaus auf die Gasse.

Hinter den Scheiben steht eine schmale hochgewachsene Frau von ungefähr vierzig Jahren. Ihr Rücken ist geneigt, ihre Schultern etwas vorgeschoben, als trügen sie eine unsichtbare allzu schwere Last. Ihr Gesicht ist blaß und alt vor der Zeit. Durch die schwarzen Haare ziehen sich weiße Fäden. Die müden, heißen, dunklen Augen spähen in die Finsternis der stürmischen Januarnacht. Berta Hellmers steht schon lange so fast unbeweglich am Fenster. Jetzt wendet sie den Kopf zurück in das Zimmer. An dem schweren vieredigen, mit einem dunkeln Wachstuch bedeckten Tisch im Schein der Lampe sitzt ein halbwüchsiges, vielleicht fünfzehnjähriges Mädchen. Es hat die Stirne auf einem Buch liegen. Bei der